

die Ziegen. Die Geschichte von den Nussbäumen, die eigentlich Zwetschenbäume sind, haben die Schefflenzer freilich arg verpatzt. Die Sache spielt ursprünglich im Vogelsberg, wo es keine Nussbäume gibt, und das ist eben der Witz davon. Dem Kreisrat fallen in der Beantwortung eines Fragebogens die Nussbäume auf, und er sagt: Aber, Ramspeck, bei euch gibts doch keine Nussbäume! Worauf der Bürgermeister: eigentlich seien es Quetschebäm, „aber der Teufel schreibs“.

Ich hebe als sehr dankenswert die Aufzählung der Gchöftnamen hervor, den Abschnitt über das Schönheitsideal, die Feststellung der Tatsache, dass von der Mark des benachbarten Kleineicholzheim, in dem die Juden einen sehr grossen Teil der Bevölkerung bilden, die Schefflenzer den grössten Teil des Landes besitzen. Die Ausführungen Heiligs, die Roedder S. 39 übernimmt, sind mir doch recht bedenklich; insbesondere die Annahme von „alemannischen bzw. thüringischen Einflüssen“ in der Sprache des nördlichen Badens. Man vermisst ungern bei Roedder ein Stück religiöser Volkskunde wie sie etwa die Arbeiten von Drews und Koch nahelegen. Aber viel bedauerlicher, vom Verfasser selbst aufs Lebhafteste bedauert, ist eine andere, eine ganz grosse Lücke, die Darstellung der Sprache. Möchten sich recht bald verständnisvolle Spender finden, die den Druck dieses wichtigen Abschnitts ermöglichen.

Giessen.

O. Behaghel.

Johannes Sass, Die Sprache des niederdeutschen Zimmermanns.

Dargestellt auf Grund der Mundart von Blankenese (Holstein). (= Sprache und Volkstum. Arbeiten zur niederdeutschen Sprachgeschichte und Volkskunde herausg. von C. Borchling, A. Lasch und O. Mensing I.) Hamburg 1927, Karl Wachholtz. XIX, 148 S. 8°.

Sass hat in dem siebzigjährigen Zimmerpolier August Eggers, der in Blankenese geboren ist und ausser den Wanderjahren sein ganzes Leben dort verbracht hat, einen Gewährsmann gefunden, dem er die gesamte Fachsprache des niederdeutschen Zimmermanns abfragen und mit dem er den von ihm gesammelten Sprachstoff anderer Herkunft durchprüfen konnte. Die Ernte ist erstaunlich reich ausgefallen; das Verfahren, von dem fachsprachlichen Wortschatz eines bestimmten Ortes auszugehen und von da aus die Spielarten anderer Orte zu vergleichen und einzubauen, hat sich an Sass und Eggers so gut bewährt, dass es künftigen Arbeiten verwandter Art empfohlen werden kann.

Dass in Blankenese eine eigene Zimmermannssprache bestünde, wird nicht behauptet. Der Wortschatz der Fachsprache gehört dem Gesamtgebiet an und erhält im Mund des Blankeneser Zimmermanns lediglich die dem örtlichen Lautstand entsprechende sprachliche Gestaltung. Denn Blankenese hebt sich, wenn es auch heute als Vorort Hamburgs zählt, nach der Sprache seiner Bewohner und der Bauart seiner Häuser deutlich von der nächsten Umgebung ab. Aus der Umgangssprache des Orts ist die Fachsprache seines ältesten Handwerks erwachsen, hat sich durch Neubildung fachmännischer Ausdrücke bereichert, zeigt auf der einen Seite starke Beharrung beim Alten, während sie auf der andern Seite dem Hochdeutschen und dem Lehnwort bereitwillig Eingang gewährt. Sie ist bedroht durch den Einzug des Hochdeutschen und durch die veränderte Bauweise, namentlich dadurch, dass sich das Baugewerbe zum Grossbetrieb wandelt und damit

auch sprachlich eine Einebnung vornimmt. Wie überall im heutigen Niederdeutsch vermag das Hochdeutsche unbesetzte Stellen im Wortschatz mit seinem Wortgut zu belegen, während das Niederdeutsche nicht mehr die Kraft hat, neu eingeführtes Sprachgut in seine Fläche einzuschleifen.

Den damit gesteckten Rahmen füllt Sass mit nicht weniger als 1236 Wortgeschichten, die er in richtig gebildeten Sachgruppen übersichtlich anordnet und mit völlig ausreichender Sachkenntnis ausführt, wie ich ihm aus alter Bekanntschaft mit dem Handwerk gern bestätige. Seinen Deutungen kann man fast immer zustimmen, bisweilen geben sie in vielverhandelten Fragen den endgültigen Entscheid, wobei oft A. Berger, Niederdeutsche technische Ausdrücke aus der Handwerkersprache des Kreises Lingen (phil. Diss. Münster 1907) gut vorgearbeitet hat. Schwer fällt mir zu glauben, der Fuchsschwanz (S. X, XV, 15) sei durch die Industrie in junger Zeit so benannt: gewiss fehlt es an Zeugnissen vor 1821 für die kurze Stoßsäge, und auf norddeutschen Boden mag sie durch junge Einfuhr gelangt sein — in der Sprache des hochdeutschen Handwerks hat man durchaus den Eindruck alter Bodenständigkeit, die doch auch durch die allgemeine Verbreitung wahrscheinlich wird.

Der niederdeutsche Zimmermann sagt *sniden* für „sägen“, *trennen* für „längs durchsägen“, *striken* für das Glatthobeln der Bretter auf den Schmalseiten, und so braucht er noch eine ganze Reihe umfassender Wörter in einem besonderen Sinn. Sass umschreibt S. XI den Vorgang, der doch weiter greift und tiefere Wurzeln hat: als Träger einer Sondersprache verschmähen unsere Handwerker, die wichtigsten Vorgänge ihres Fachs mit letzter Deutlichkeit zu nennen. Sie lächeln hohnvoll über die Deutlichkeit der Aussenstehenden, die lieber irren mögen, als dass sie aufgeklärt würden. In solchem Sinn harrt der reiche, von Sass aufgeschlossene Stoff noch tieferer Durchdringung.

Giessen.

Alfred Götze.

Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache von Dr. Ernst Wasserzieher. 7. Auflage. 51.—61. Tausend. Berlin, Dümmler. 245 S. 8°.

Merkwürdig, höchst merkwürdig! Das fingerfertig gemachte, ganz geschickte Buch von Wasserzieher hat bereits die siebente Auflage erreicht. Und dabei hatte der jetzt verstorbene Verfasser von deutscher Sprachgeschichte eigentlich keine Ahnung. Zu den Ausdrücken „die mit dem Christentum zu uns gekommen sind“, gehört nach W. das Wort *Hölle* (S. 24); in *Binse* und *neben* ist das Geschlechtswort mit dem Dingwort verschmolzen (S. 24); *Korrektor* geht auf *cum rector* zurück (S. 25); „unter Dissimilation versteht man den Wechsel von Konsonanten, z. B. *besem-, Besen, Bodem — Boden*“ (S. 25); zu den Doppelformen (Zwillingswörtern) gehören *Adel — edel, Ausflug — Ausflucht, bekömmlich — bequemlich, Blick — Blitz, darben — dürfen, Lippe — Lefze, zeigen — zeihen* (S. 26—27); unter den „künstlich gebildeten Dingwörtern“ (S. 24) erscheint *Gas*, das aber S. 26 als Doppelform zu *chaos* gestellt wird; ferner ist künstlich gebildet *Tedeum, Nolimetangere*; ebenso gut könnte er *Vater-unser, Vergissmeinnicht* als künstliche Bildungen bezeichnen; unter den „Wörtern, die ursprünglich Mehrzahl sind, aber im Volksbewusstsein als Einzahl empfunden werden“

werden unter anderem *Alarm*, *Antwort*, *Bursche*, *Ernte*, *Frauenzimmer*, *Stute*, *Vieh* eingereiht (S. 34); unter „Partizipien der Gegenwart als Eigenschaftswörter“, wo allerdings bei manchen „die Partizipform nicht mehr erkennbar“ ist, werden uns unter anderem *bequem*, *bitter*, *fähig*, *hell*, *lüstern* („Lust habend“), *schlaff* („schlafend“), *treu* („trauend“) vorgestellt.

Genügt das?

Giessen.

O. Behaghel.

Theod. Steche, Neue Wege zum reinen Deutsch. Breslau, Hirt. 1926. 346 S. 8°.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes kommt von den Naturwissenschaften her, hat aber so gründliche und verständnisvolle Studien über deutsche Sprache angestellt, dass er ein sehr verdienstliches und förderndes Buch schreiben konnte. Er hegt, im Gegensatz zu manchen andern, die Ueberzeugung, dass die deutsche Sprache nicht reich genug ist, um all das zu leisten, was man von ihr verlangt; ähnlich hat sich vor kurzem Stoltenberg in seiner Abhandlung über Arno Holz ausgesprochen. Aber St. zieht daraus nicht die Folgerung, dass die Fremdwörter berechtigt seien. Die erste Forderung, die er geltend macht, ist die, dass man bei Schaffung neuer Wörter systematische Erwägungen anstellen müsse, und er gibt eine lange Reihe von Beispielen solcher Erwägungen, von denen ich seinen Vorschlag heraushebe, Publikum durch *Hörertum*, *Lesertum* zu ersetzen. Zweitens verlangt er eine umfassende Darstellung aller Möglichkeiten der Bildung, die die deutsche Sprache darbietet, und er gibt selber zu diesem Zweck eine deutsche Wortbildungslehre, die manche dankenswerte Beobachtung enthält. Ich habe freilich dagegen einzuwenden, dass er des Guten zu viel tut, auch solche Bildungsweisen bespricht, die längst abgestorben sind, nach denen keine Neuschöpfungen mehr möglich sind.

Mit diesen beiden Forderungen kann man durchaus einverstanden sein. Aber St. kommt noch mit einer dritten, die die Durchführung der beiden ersten sichern soll. Er wünscht die Schaffung eines neuen Fachs, einer angewandten Sprachwissenschaft, neben der rein auf die geschichtliche Forschung eingestellten Sprachwissenschaft. Aber hier kann ich ihm nicht folgen. Es ist durchaus Sache der schon bestehenden Wissenschaft von der deutschen Sprache, auch die unmittelbare Gegenwart in ihren Bereich zu ziehen, und sie tut das auch, wenn ich auch gern zugebe, dass es noch in höherem Maße geschehen könnte. Z. B. die Germanisten, die heute im Vorstand des Sprachvereins sitzen, wären durchaus in der Lage, im Sinne von Steche beratend zu wirken. Hier kennt eben Steche den Stand der Forschung nicht genügend; sonst könnte er auch nicht behaupten, dass die von Zeitwörtern abgeleiteten Bildungen auf *-er* immer das tätige Wesen bezeichnen; es ist ihm offenbar ebenso Wilmanns, Gramm. II, 2, 293, wie meine Darstellung in den wissenschaftlichen Beiheften zur Zs. d. d. Sprachvereins XIV, XV, 138 unbekannt geblieben; auch meine und Pauls Darlegungen über *sein* und *haben* beim Part. Praet. sind nicht zu ihm gedrungen.

Giessen.

O. Behaghel.

Sigurd Agrell, Runornas talmystik och dess antika förbild. Lund. 1927. 216 S. 8°.

In spätantiken griechischen und römischen Inschriften haben die Buchstaben Zahlwert und werden zu Zaubers-

wirkung verwendet. Namentlich der Mithradienst rief sehr verwickelte und schwierige Zahlengeheimnisse hervor. Germanische Söldner im römischen Heere übernahmen etwa um 200 n. Chr. das Alphabet und mit ihm das Zahlengeheimnis. Zu dem Zahlenwert tritt bei jeder Rune ausserdem noch der Name hinzu, z. B. für die Rune N die Not. So lässt sich in eine Runenreihe gar vielerlei hineingeheimnissen. Die ältesten Runeninschriften zwischen 200 und 700 sind auf allerlei Gebrauchsgegenständen, die durch die Zeichen geweiht werden sollten, angebracht. Oeffters steht die ganze Reihe von 24 Runen; zuweilen begegnen Runen nebeneinander, die kein Wort ergeben, wahrscheinlich nur Zahlwert haben; endlich liegt den Worten und Sätzen ein geheimer Sinn zugrunde, den nur der Eingeweihte zu deuten vermag. Um diese Deutung zu finden, müssen die Zahlwerte errechnet werden. Zunächst verwandelt Agrell das futhark in ein uthark, d. h. er stellt F mit dem Zahlwert 24 an den Schluss der Reihe, U mit 1 an den Anfang! Dann beginnt die Runenreihe mit U, dem Urstier des Mithra, 2 ist Thurs, der Troll, 3 ist Ans, der Gott usw. Die Trollenzahl 2 bringt Unglück, die Götterzahl 3 Glück, die höchste Zahl 24 = F Reichtum. Die wiederholt vorkommende Formel ALU ist zahlenmässig $3 + 20 + 1 = 24$, verheisst also Reichtum ($F = 24$). In den Zaubersformeln ist die Gesamtzahl der Wörter bedeutungsvoll, wobei allerdings Textänderungen zugunsten des erwünschten Ergebnisses vorgenommen werden. Der Merseburger Lösezauber hat in der Schlusszeile 4 Wörter. Die Edda nennt unter Odins Zaubersprüchen den Lösezauber an vierter Stelle. Die Rechnung wird immer schwieriger, wenn allen Buchstaben Zahlwert zukommt, wenn der Urheber der Inschrift daraufhin seinen Satz formt. Alle älteren nordischen Inschriften werden untersucht und gedeutet. Das ist schon höhere Rechenkunst, deren Anwendung und Lösung ausserordentlichen Scharfsinn verlangt. Man muss zusammenzählen und teilen, um hinter das Geheimnis zu kommen. Die Auslegung wird immer schwerer und nach meiner Meinung unwahrscheinlicher. Der bedeutungsvollen Zahlen sind so viele, dass alles und jedes daraus abgelesen werden kann, während die Abfassung eines so vieldeutigen Satzes fast undenkbar erscheint. Im Grundgedanken hat Agrell gewiss Recht: wenn das Alphabet aus dem Mithradienst stammt, also nicht bei den Goten entstand, so konnte auch der Zahlwert der Buchstaben mit übernommen werden, wodurch manche Einzelheiten der Runeninschriften, die wir bisher nicht verstanden, Erklärung finden. Dass die Zauberei wie noch heute der Aberglauben mit Zahlwerten rechnet, ist allbekannt. Aber damit ist nicht erwiesen, dass alle Inschriften, zumal die sprachlich deutbaren, doppeldeutig seien. Die Zahlenauslegung hat ihre Grenzen, die Agrell überschreitet, indem er überall Zahlengeheimnisse wittert und hineinlegt.

Rostock.

Wolfgang Golther.

Jos. Wright and Eliz. Mary Wright, An Elementary Middle English Grammar. Sec. Edition. Oxford, University Press 1928. XIV u. 226 S. 8°.

Die erste Auflage dieses Buches wurde von mir in diesem Blatte, Jahrg. XLV, Sp. 302ff. besprochen. Dass bereits nach 5 Jahren eine neue erscheint, beweist, wie zeitgemäss es war. In der Anlage ist es im ganzen unverändert geblieben, doch ist der Umfang etwas gewachsen: